

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anzerate werden die 5-spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Anzerate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Abonnements-Einladung.

Am Monatschlusse felen die Freunde und Leser der Leipziger Volkszeitung gebeten, auf die Weiterverbreitung unserer Zeitung gefälligst bedacht sein zu wollen.

Die Reichstagswahlen sind vorüber, im Wahlkampfe war die Leipziger Volkszeitung die beste Waffe. Nun hat der Kampf ausgetobt, und schon hat die Arbeit wieder von neuem zu beginnen. In diesem Jahre finden die

Stadtverordnetenwahlen

statt. Diese Wahlen machen es erst recht jedem Bürger zur Pflicht, sich über die Dinge und Verhältnisse in unserer Stadt, die zuerst von allen sächsischen Städten das Klassenwahlsystem für die Stadtverordnetenwahlen einführt, zu orientieren. Die Leipziger Volkszeitung aber allein vertritt die Interessen der durch das Klassenwahlsystem Benachteiligten. Kein Bürger der dritten Klasse sollte deshalb der Leipziger Volkszeitung fern stehen.

Im Herbst tritt auch der neue Reichstag zusammen, der eine interessante erste Session zu bringen verspricht. Schon wird zugehört, daß diesem Reichstag wieder neue Militärforderungen zugehen werden. Die Leipziger Volkszeitung ist das einzige Blatt in Leipzig, das die Interessen des Volkes vom demokratischen Standpunkte, vom Standpunkte der Allgemeinheit vertritt.

Darum, Freunde und Gesinnungsgenossen! werdet der Leipziger Volkszeitung neue Leser, neue Kämpfer im Streite um die Interessen des Volkes und die spärlichen Volksrechte.

Die Leipziger Volkszeitung ist die bestorientierte politische Zeitung, sie wendet ihr volles Augenmerk den staatlichen und lokalen Interessen zu und läßt auch der Kunst liebevolle Pflege angedeihen. Im Feuilleton wird an Erzählungsstoff das Beste geboten. Die Politik im Bilde und die gesellschaftliche Satire haben sich erfreulich eingebürgert. Deshalb, wer für das Wohl des Volkes wirken will, der wirke für die Verbreitung der Leipziger Volkszeitung.

Verlag und Redaktion der Leipziger Volkszeitung.

Gebenbürtige.

II.

* Leipzig, 29. Juli.

Die fürstliche Ehe verlief wie sie begonnen, als Sathyr-drama. Schon vor der Hochzeit hatte Pflücker im Scherze

den Wunsch ausgesprochen, er möchte den Grafen von Gleichen spielen, wobei denn bald der Tochter, bald der Pflückerochter seiner Braut die Ehre der zweiten Gattin zuge-dacht war. Auf der Hochzeitsreise verdichteten sich diese Wünsche zu ernsthaften und dringlichen Vorschlägen, die sich auf Helmine, die Pflückerochter, „in sehnfüchtig leidenschaflicher Stimmung“ richteten. Lucie, die nunmehrige Gräfin Pflücker, sucht umsonst das Mädchen durch eine Heirat vor diesem Werber zu schützen, er wollte ihr „höchstens einen alten und recht widerwärtigen Gatten, der ihr Widerwillen einflöße, verstaten“. Da ihn die Geld-klemme drückte, wollte er, „der Ersparnis“ wegen, mit beiden Frauen nach Italien reisen und dort Aufenthalt nehmen.

Zimmer stärker drängten die Finanzsorgen, nach dem Tode des mächtigen Schwiegervaters, des Staatskanzlers, 1822, reiste bei Pflücker — er war gerade beim Uebergange seiner Besitzungen von sächsischer in preussische Hoheit in den Fürstenstand erhoben worden — ein Rettungsplan. Des Fürsten Eltern waren geschieden, die der Fürstin selbst hatte schon eine erste Ehe aufgegeben, warum nicht dieser Ueber-lieferung der Familien pietätvoll folgen und eine reiche Erbin heiraten? Im Oktober 1823 schreibt seine Frau, daß sie freiwillig ihm die Freiheit zurückgebe. „Daß die Scheidung statufinden müsse, darin bestärkten sich die beiden Gatten immer mehr, unter beständigen zärtlichen Herzens-ergießungen und Versicherungen ihrer unwandelnbaren An-hänglichkeit.“ Sie redeten sich ein, eine edle Handlung zu begeben; einer meinte, er opfere sich dem anderen. Die Scheidung ging glatt vor sich, der Fürst lebte zur Feier des Ereignisses mit seiner Geschiedenen noch einige Wochen in Wustau zusammen, nahm dann „unter tausend Thränen, Küssen und Umarmungen“ gerührten Abschied und reiste nach England zur Jagd auf Erbinnen ab.

Ihren ursprünglichen Zweck erfüllte die Reise nicht, aber sie brachte dem Fürsten den Vorber des Schriftstellers, seine „Briefe eines Verstorbenen“ sind die bedeutame Frucht seines englischen Aufenthaltes. Er fand im stolzen Albion seine nach einem Fürstentitel lüsterne Lady. Der Hegelkater Eduard Hans hatte nämlich in die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben, Pflücker, nach Reichtum begierig, be-werbe sich um die Hand der Witwe Christophs, der schwarzen Kaiserin des Negerstaates Haiti, die sich gerade in England aufhalte und sehr reich sei. Das fanden die vornehmen Britinnen sehr „shocking“ (anstößig), obwohl die Regemajestät sich gar nicht in England, sondern in den

Niederlanden aufhielt. Und nach zwei Jahren kehrte der Heiratsjäger ohne Beute in die Heimat zurück.

Seit der Rückkehr hatte er mit seiner geschiedenen Frau in Muskau und Berlin gemeinsamen Haushalt ge-führt und damit, wie einer seiner Liebesbriefe ihr offen sagt, die Ausgaben auch ganz unverhältnismäßig erhöht. An eine englische Freundin schrieb er damals: „Soweit habe ich mein Berliner Publikum und all seine Pruden durch Beharrlichkeit gebracht, weil ich sie nach und nach daran gewöhnt habe, einem Original, wie ich einmal sei, alles zu gestatten, ohne Konsequenz für die anderen. Der König selbst hat sich so über mich ausgesprochen.“ Und er urteilt über das Verhältnis zu seiner Frau, die Nachkommen würden beim Durchlesen ihres Briefwechsels ausrufen: „Das waren sonderbare leidenschaftliche Hechte, aber doch eine Art Philemon und Baucis.“

Die „Baucis“ war viele Jahre noch später so eifer-süchtig wie nur irgend ein leidenschaftlicher Hecht, und „Philemon“ spricht manchmal sehr energisch über die Un-befonnenheiten seiner Frau.

Und wie koste der fünfzigjährige Mann mit der Sechzig-jährigen! Sie ist seine „Schmucke“ oder auch im zärtlichen Vorwurfe seine „Drehschmucke“, er ist ihr „Lou“ (Wolf) oder auch ihr „Blud“, was ein weicherer Ausdruck für „Kind“ sein soll.

Trotz dieser Schäferspiele schreibt er ihr dann, ihr Bel-sammleben hindere ihn an einer guten Partie, und sie läuft zum Radt um Hilfe gegen seine Pläne.

Im Jahre 1834 erscheint seine Schrift „Tutti Frutti“, worin er ein Liebesabenteuer auf der Rinsburg in Schlessen erzählt. Eine adeliche Familie fählt sich getroffen: Duell. Er schreibt einen feierlichen Abschiedsbrief vor dem Duell, worin er seiner Lucre mittelst, er beabsichtige, nach Amerika auf die Freite zu gehen. Falle er im Zweikampfe, so solle sie zeltlebens um ihn „eine halbe Trauer“ tragen und sich nicht etwa später noch einmal verheiraten. Die Fürstin war damals 58 Jahre!

Natürlich verlief das Duell ohne Schaden, und er ging auf Reisen, aber in den Orient. Er holte sich dort den Beschmack für Pferde, für Sklaven und für Sklavinnen. Er kauft sich deren einige in Aegypten, und eine, ein zehn-jähriges rotbraunes Mädchen, Nachbuba die Abestinerin, macht sich ihm interessant, die Konkurrentinnen werden ver-äußert, er nimmt sie mit nach Deutschland. Einen Haupt-reiz findet er in der Sklavin festem Glauben, daß er ihr Herr sei über Leben und Tod. „Dieser Herr ist geradezu für diese werdende Seele des Kindes, wie für gläubige

Seuilleton.

Waldrecht verboten.

Die Familie vom Waldhof.

Von Gustaf af Geijerstam.

Als Sven Ersson in den schmalen Waldweg eingebogen war, der nach Hause führte, sah Sven Ersson jemand lang-sam ihm entgegenkommen. Er fuhr im Schritt über Steine und Wurzeln, die sich über den Weg streckten, und es dauerte einige Zeit, bis er sah, wer es war.

Es war Jan Jansson. Die Uhrkette baumelte ihm über den dicken Bauch, und langsam kam er, sich auf den Knoten-stock stützend, des Weges daher. Er war dick und sein Ge-sicht glänzte rot, wie immer, aber er sah älter aus und ging schwerfällig.

Sven Ersson zog die Bügel an und wollte vorüberfahren. Aber der andere hielt ihn an.

Sechs Jahre waren nun vergangen seit dem großen Zwickampfe, und in der Zwischenzeit hatten die beiden Alten kein Wort miteinander gesprochen, von dem einen Male abgesehen, wo sie sich vor der Kirche trafen.

Sven Ersson hielt seine kleinen Roffe an und grüßte. „Es scheint ja gutes Frühjahrswetter zu werden,“ sagte Jan Jansson.

„Ja, es scheint so,“ antwortete Sven Ersson.

„Ich bin bei Dir vorübergegangen,“ fuhr Jansson fort. „Der Herbstroggen steht gut.“

„Ja, Gott sei Dank,“ sagte Sven Ersson.

Jan Jansson holte tief Atem. Dann wandte er sich nach dem Walde um und bemerkte:

„Ich habe einen kleinen Knaben gesehen, als ich an Deinem Gute vorbeiging. War das . . . er?“

Sven Ersson blickte verwundert auf.

„Ja wohl,“ sagte er, „das war Dein Enkel.“

Jan Jansson stand eine Weile still und stieß den Stock in die Erde.

„Du hast wohl Deinen Sohn ans Dampfschiff gebracht, nicht wahr?“ sagte er endlich.

„Ja,“ sagte Sven Ersson.

Der andere seufzte.

„Ich habe das auch einmal gethan,“ sagte er. „Aber mein Junge ist nicht zurückgekehrt.“

„Nein,“ meinte Sven Ersson. „Er hatte seine Gründe.“

Beim Weiterfahren aber dachte er verwundert über das Benehmen des alten Jansson nach. Hatte er vielleicht das Alte wieder gut machen wollen? Oder war er nur plauder-haft? Sven Ersson entschied sich weder für das eine noch für das andere. Aber es kam ihm in den Sinn, daß man vielleicht etwas milder gestimmt wird, wenn man einsam zu Hause sitzt und auf seinen Sohn wartet. Der Gedanke that ihm gar wohl, daß es Jan Jansson nicht besser ging als ihm.

Als er zu Hause vor dem Wagenschuppen hielt, kam Klein-Sven angesprungen und rief:

„Vater! Der Vater ist da!“

Erst gab es Sven Ersson einen Stich ins Herz, und er antwortete:

„Großvater sollst Du sagen, Junge.“

Der Kleine blickte ihn erstaunt an. Er begriff nicht, weshalb es jetzt anders sein sollte als bisher. Und er hatte ja die ganze Zeit über gehofft, daß der Vater ihm etwas aus der Stadt mitbringen würde.

Als aber Sven Ersson den fragenden Blick des Knaben sah, bereute er seine Antwort.

„Sag“ nur immer Vater,“ sprach er, und hob ihn auf das eine Pferd, das vor der Stallthüre ausgeführt wartete. „Du weißt es nicht besser.“

Sein Herz aber durchzuckte ein merkwürdiger Gedanke: mochte es nun gehen, wie es wollte, einen Jungen hatte er doch auf alle Fälle. Und er dachte bei sich selbst: In der Beziehung bin ich doch reicher als der reiche Jan Jansson.

* * *

Wieder vergingen zwei Jahre, und im Waldhofe ging das Leben von neuem seinen gewohnten Lauf: Arbeit im Sommer und Ruhe im tiefsten Winter.

Gustaf schrieb regelmäßig, gewöhnlich jede zweite Woche. Verging aber einmal ein Monat, ohne daß ein Brief kam, dann kehrte die Sorge im Waldhofe ein, und Sven Ersson ging auf die Nachbarhöfe und fragte andere, die Briefe er-warteten, ob sie nichts von seinem Sohne gehört hätten.

Erfuhr er dann nichts, so kam er mühsam nach Hause, und es gab lange, unruhvolle Tage, bis ein Brief eintraf. Einmal blieben die Briefe ein ganzes halbes Jahr völlig aus, und da war auf dem Waldhofe alles wie ausgestorben. Von den Nachbarn erfuhr Sven Ersson, daß es seinem Sohne schlecht gegangen war. Der Brief aber, der dann endlich einmal kam, erzählte nichts davon.

Gustaf war auf dem Waldhofe zu einer sagenhaften Gestalt geworden. Jetzt, wo er weg war, war alles, was er gethan hatte, gut. Seine Jagden und Abenteuer wurden denen, die auf Besuch kamen, erzählt. Man gedachte und erinnerte sich seiner Worte und Thaten. Was er in jenem Falle gethan und was er damals gesagt hatte, das wurd